

Ein Buh kommt in Bayreuth selten allein

Auf Wagner geeicht: Eine Stadt, ein Publikum, eine Welt / Eindrücke von den 100. Festspielen auf dem „Grünen Hügel“

Von unserem Redaktionsmitglied
Isabel Steppeler

Bayreuth. In Bayreuth geht man neuerdings nicht mehr zur „Toilette“. Man geht in den „Tannhäuser“. Schon zwei Tage nachdem der Regisseur Sebastian Baumgarten Richard Wagners „Tannhäuser“-Geschichte auf der Bühne im Festspielhaus in eine Biogasanlage verlegt hat, die Nahrung aus menschlichem Kot erzeugt, ist der Tannhäuser in der mittel-fränkischen Stadt zum geflügelten Wort fürs Orchester geworden.

Es ist wieder Festspielzeit in der Stadt, die nunmehr zum 100. Mal mitfiebert, was Richard Wagner (1813 bis 1883) dort einst auf dem sogenannten „Grünen Hügel“ installierte: seine Festspiele im eigenen Bau als Protest gegen den zeitgenössischen Opernbetrieb, dem er Effekthascherei und Virtuosität vorwarf. Heute gelten die Richard-Wagner-Festspiele als die Mutter aller Festspiele der Neuzeit. Und als die renommiertesten überhaupt. Die ganze Welt steht an um Karten. Eine halbe Million Menschen wollen jährlich dabei sein, nur ein Zehntel davon findet Platz. Oder zumindest das, was man in Wagnerianer-Maßstäben als Platz bezeichnet. Es ist nämlich ein Phänomen, wie bescheiden sich gut situierte Menschen doch geben können, um den Superlativ an musikalischer Darbietung zu erleben. Bei aller Liebe wird sich nämlich jeder erst mal fragen, der seinen Sitz im Zuschauerraum herunterklappt, um dann auf Mitte der Wirbelsäule den Rand der harten Holzlehne und nicht selten auch die Knie des Hintermannes an den Schultern zu spüren: Was mache ich hier? Geht dann das Licht aus, tritt absolute Stille ein und dringt der erste Klang aus dem „mystischen Abgrund“ würde man diesen dürftigen Klappstuhl vermutlich auch gegen einen einbeinigen Schemel austauschen. Nichts geht über diese Akustik im amphitheatralisch angeordneten Zuschauerraum ohne Logen für die Prominenz und das in den Tiefen unter der Bühne versteckte Orchester.

Immer um 16 Uhr geht es los. Schon viel früher finden sich Besucher und Spaziergänger ein. Denn es gibt immer viel zu sehen. Schön gekleidete Frauen in wallenden Kleidern und viel Prominenz. Nicht nur am ersten Tag. Dann aber werden die Gäste zu Zaungästen rings um den roten Teppich, um die Ehrengäste zu bestaunen. Im Festspielhaus steht man dann neben ihnen, Veronica Ferres, die noch schnell ein Programmheft holen geht, oder Maria Furtwängler. Um Angela Merkel zu sehen, muss man sich nicht erst ins Gedränge am Eröffnungstag quetschen. Der Bundeskanzlerin muss die Angelegenheit Wagner zur Herzenssache geworden sein. Viel entspannter



WAGNER-LIEBHABER STRÖMEN JEDES JAHR NACH BAYREUTH - unter ihnen auch Kanzlerin Angela Merkel und ihr Mann Joachim Sauer. Foto: dpa

und mitten im Volk ist sie vor allem an den Folgetagen der ersten Festspielwoche zu erleben.

Dauergast und Schnittlauch auf allen Suppen etwa im Gasthaus „Weihenstephan“ ist René Kollo. Zum 100. Geburtstag hat der ehemalige Bayreuth-Sänger den Festspielen „Die Morde des kleinen Tannhäuser“ geschenkt. Eine Geschichte um den Psychopathen Tannhäuser, der es auf junge Mädchen abgesehen hat. Allerdings kann der Krimi in Sachen Spannung Wagners Dramen kein bisschen das Wasser reichen. Lieber bereitet man sich gründlich auf den ein oder anderen Besuch im Festspielhaus vor. Wie macht man sich fit für

den Grünen Hügel? Nicht nur auf die Musik vorbereiten ist ein gut gemeinter Rat. Wer drei Spielfilme in Folge ohne Werbepause auf einem Campingstuhl ohne Lehne durchhält, ist präpariert. Was noch zu beachten ist: Vorher essen, aber nicht zu viel. Unbedingt den Lokus aufsuchen, aber erstens: nicht zu früh, weil man lieber im Boden versinkt, als ungefähr 30 Personen bei laufender Vorstellung zum Aufstehen zu bewegen. Zweitens: nicht zu spät, die Türen werden pünktlich geschlossen. Und dass man diesen Augenblick nicht verpasst, darum kümmert sich auch die Toilettenfrau Sieglinde Mauersberger, die einem seit 21 Jahren Tag für Tag einen „Schattenplatz links

bitte“ (manchmal auch rechts) anweist und nicht versäumt, die noch verbleibende Zeit bis Vorstellungsbeginn zu nennen: „Acht Minuten hamma noch! Vielleicht lass ma den Lippenstift lieber weg, die Dame, und waschen nur die Hände!“

Derart gerüstet führen vier Stunden Wagner in einen sinnlichen und körperlichen Ausnahmezustand, nach dem Jahr für Jahr Musikliebhaber lechzen. Ihre Spannung entlädt sich in Jubel oder kollektiven Buh-Rufen. Oder vereinzelt wie am dritten Tag im „Lohengrin“, als eine Dame das Bühnenbild mit mehreren Zwischenrufen beschimpfte. Aber ein Buh kommt in der Regel selten allein, sondern ge-

ballt wie am Eröffnungstag nach dem umstrittenen „Tannhäuser“, dessen Inszenierung auch fäkalen Schimpfwörter einstecken musste und zur bitteren Enttäuschung bei den Jubiläumsspielfestspielgästen geriet.

Die 100. Festspiele werden nicht groß gefeiert. Die Festspielleiterinnen Katharina Wagner und Eva Wagner-Pasquier bereiten sich vielmehr auf den Geburtstag ihres Urgroßvaters im Jahr 2013 vor. Und sie sind außerdem damit beschäftigt, Bund, Land und Stadt als neue Mitgesellschafter des früheren Wagner-Familientheaters auch in die finanzielle Pflicht zu nehmen. Dem alten Festspielhaus steht nämlich eine Großsanierung im Umfang von 20 Millionen Euro ins Haus. Dass die Leiterinnen bei alledem die musikalische Würdigung zum 200. Geburtstag des bedeutenden Wagner-Förderers Franz Liszt vergessen haben, führte zu einem öffentlichen Buh-Ruf der Cousine Nike Wagner.

Da haben die Buchhandlungen schon eher mitgedacht. Neben dem üblichen Wagner-Sortiment prangt allerorten Material über den grandiosen ungarischen Tastenlöwen. Doch: Jubiläen hin oder her. Das Festspiel-Fieber ist in der Stadt überall spürbar. Fasolt-Drachen als Wippen auf Kinderspielplätzen gesellen sich zu Wirtshäusern mit dem Namen „Holländer-Stuben“ oder der Parsifal-Apotheke. Auch die Jüngsten können jetzt teilhaben am Wagner-Wahn: Katharina Wagner ließ den „Ring“ für Kinder auf verträgliche zwei Stunden kürzen und verwöhnt damit täglich die jungen Besucher auf der Probephase, wo unter anderem der in Pfalz lebende Sänger Markus Eiche, der auch in den „Meistersingern“ auftritt, als Wotan in die Welt der Nibelungen entführt. „Omi, gestern waren wir am Festspielhaus“, erzählt ein junges Mädchen mit glühenden Wangen an der Bushaltestelle, „und die Tochter vom Richard Wagner hat ein ganz tolles Kleid angehabt!“ Gemeint ist natürlich die Urenkelin. Aber so bierernst nimmt man die Sache nicht, oder doch?

Nachts in Bayreuth. Wer vom Grünen Hügel kommt, speist spät. So spät, dass die Bürgersteige hochgeklappt sind, wenn man das Lokal verlässt. Wer jetzt nach dem Weg zum Hotel fragen muss und nur drei dubiose jugendliche Gestalten im Dunkeln findet, kann sein blaues Wunder erleben. „Entschuldigung, wo geht es hier zum Hotel Lohmühle?“ Ein Typ holt sein Handy raus und wühlt sich ins Internet. „Lohengrin?“ - „Nein, Lohmühle.“ - „Schon klar. Aber, waren Sie heute im Lohengrin?“ - „Äh, ja.“ - „Und, hat es Ihnen gefallen?“ - „Ja.“ Da endlich schaut der Typ von seinem Handy auf. „Echt, so ein lyrischer?“ Was soll man dazu noch sagen: Die Bayreuther haben ihren Wagner eben mit der Muttermilch aufgesogen.

Alpträume nach Interviews

In Norwegen mehrt sich Kritik Überlebender und Angehöriger an den Medien

Von unserem Mitarbeiter
Thomas Borchert

Kopenhagen/Oslo. Norwegische Journalisten als Teil des Terror-Alpträums: Überlebende und Angehörige von Opfern des Massakers auf Utøya schildern ihre Erlebnisse mit Reportern und die Kritik fällt hart aus. Im Osloer Rundfunksender NRK berichtete am Donnerstag beispielsweise Marie Vaag Endrerud, wie sehr sie inzwischen bereut, dass sie sich schon kurz nach den Erlebnissen mit dem Tod von Freunden von Reportern zu Interviews überreden ließ. „Anderthalb Stunden, nachdem ich in Sicherheit war, rief die erste Zeitung an. Ich stand total unter Schock und weiß überhaupt nicht mehr, was ich geantwortet habe.“

Der Vorsitzende der sozialdemokratischen Jugendorganisation AUF, Eskil Pedersen, hörte nach dem Massaker mit 68 Toten gleichlautende Klagen: „Etliche haben sich überreden lassen und es dann bitter bereut.“ Pedersen selbst weigerte sich stets, seine Erlebnisse öffentlich mitzuteilen. Er gehörte zu den wenigen aus dem Ferienlager mit Medienerfahrung.

Andere unter den meist 16- oder 17-jährigen Überlebenden, so war im Rundfunk zu hören,

wachten nach Interviews mit Alpträumen auf, sie könnten „etwas Falsches“ gesagt haben.

Der Krisenpsychologe Atle Dyregrov meinte in der Online-Zeitung „Nettavisen“: „Erst wurden die jungen Menschen von einem Mörder gejagt und dann von der Presse.“ Nils Åy von der norwegischen Redakteurs-Vereinigung widersprach der Kritik nicht. „Das ist schon eine Fortsetzung der alpträumartigen Lage, die die Betroffenen durchlebt haben“, sagte er im Rundfunk. Es seien „so unglückliche Situationen eben entstanden“, weil auch

die Interviewer sich nicht über das Ausmaß der Katastrophe im Klaren gewesen seien.

Zusammen mit Pedersen äußerte sich auch der sozialdemokratische Staatssekretär Raymond Johansen kritisch über die Verwendung von Bildern von Utøya noch während des Massakers. Angehörige hätten sich empört an ihn gewandt. Der Zeitung „Rogaland Avis“ sagte er: „Angehörige und Überlebende wurden den ganzen Tag rund um die Uhr von Medien angerufen.“ Für viele von ihnen sei es viel zu früh gewesen, sich zu äußern.

„Es wird sich wenig ändern“

Berlin/Oslo (dpa). Der Skandinavist Heiko Uecker erwartet nach den blutigen Anschlägen in Oslo und auf der Insel Utøya keine tiefgreifenden Veränderungen in Norwegen. „Es wird sich nichts verändern an den grundlegenden Werten, auf denen die Ge-

sellschaft aufgebaut ist“, sagte Uecker, der sich zum Zeitpunkt der Bombenexplosion in Oslo aufhielt. Er erwarte auch keine Verschärfung der Überwachungsgesetze.

„Das Einzige, was sich ändern wird: Man wird sicher etwas stärkere Sicherheitsmaßnahmen gegenüber den Regierenden ... veranstalten.“ Bislang seien Politiker auf der Straße fast für jedermann ansprechbar gewesen.



IN DER KRITIK: Überlebende der Attentate von Oslo klagen über die norwegischen Medien. Diese hätten sie zu Interviews gedrängt. Foto: dpa

Ein alter Konflikt und neue Machtproben

Nach gewaltsamen Zwischenfällen im Kosovo sorgt die Nato-Truppe für gespannte Ruhe



TRAUER IM KOSOVO: Bei dem Grenzkonflikt kam ein Polizist ums Leben. Foto: dpa

Wien/Pristina. Im Februar 2008 hatte die frühere serbische Südpfanz Kosovo, zu 90 Prozent von Albanern besiedelt und ein Viertel der Größe der Schweiz, mit dem Segen des Westens ihre Unabhängigkeit bekommen, nicht aber ihre volle Souveränität. Serbien lehnt die Abspaltung kategorisch ab, der überwiegend von Serben besiedelte Norden des jungen Staates steht noch immer unter politischer und administrativer Kontrolle Belgrads, das in diesem Teil die neue Staatsgrenze nicht anerkennt.

Deshalb blieb eine internationale Überwachung weiterhin erforderlich. Zwölf Jahre nach Kriegsende müssen immer noch 5 000 Soldaten der Nato-Friedenstruppe Kfor die tief verfeindeten Kosovo-Albaner und Kosovo-Serben voneinander trennen. Vor drei Jahren hat die EU mit ihrer Aufbau- und Überwachungsmission Eulex die UN-Verwaltung Unmik weitgehend abgelöst. Ein scheinbar unmotivierter Entscheid der Kosovo-Regierung Anfang der Woche war die Ini-

tialzündung für das Wiederaufflammen des Konflikts: Die Regierung unter Premier Hashim Thaci hatte für serbische Waren eine Importsperrung verhängt, und um diese Maßnahme durchzusetzen, wurden in der Nacht auf Dienstag kosovarische Polizei und Zollbeamte an die beiden Grenzübergänge Brnjak und Jarinje im abtrünnigen Norden entsandt, die nach einer internationalen Vereinbarung von serbischen Behörden und Eulex-Beamten gemeinsam überwacht werden. „Dieser Zustand ist nicht haltbar, wir müssen unsere volle Souveränität endlich durchsetzen“, begründete Thaci sein Vorgehen.

Für die Kosovo-Serben war dies eine Provokation: Hunderte junger Protestler stürmten daraufhin die Grenzstation Jarinje und setzten sie in Brand. Ein Kosovo-Polizist starb von der Kugel eines serbischen Pistolenschüt-

zen, auch die anrückende Kfor-Truppe unter dem deutschen Bundeswehrgeneral Erhard Bühler wurde beschossen. Eulex-Polizisten ergriffen nach Augenzeugenberichten die Flucht. Premier Thaci zog danach seine Polizisten und Zöllner unter dem Druck der Nato-Regierungen wieder ab. Gestern übernahm eine Kfor-Einheit die Kontrolle der Grenzposten.

Premier Thaci bezichtigt die Regierung Serbiens, den neuen Konflikt vom Zaun gebrochen zu haben: „Belgrad will die staatliche Integrität Kosovos auf die Probe stellen.“ Doch scheint Thaci es auf neue Machtproben mit Serbien anzulegen, um von eigenem Versagen abzulenken: Drei Jahre nach der Unabhängigkeit kann seine Regierung den 1,7 Millionen Kosovaren noch immer keine Zukunftsperspektive bieten, das Kosovo ist das Armenhaus des Balkan geblieben, das es schon zu Zeiten Jugoslawiens war.

Laut Weltbank muss ein Drittel der Bevölkerung mit rund 50 Euro monatlich leben. Rund 60 Prozent sind unter 25 Jahre alt, die jungen Leute finden weder Arbeits- noch Ausbildungsplätze. Der Wiederaufbau hat zwar kurzfristig eine Besserung gebracht, doch die wirtschaftliche Entwicklung stockt: Wegen der mafiosen Strukturen und der anhaltend politischen Instabilität bleiben westliche Investoren fern.

Serbiens Regierung hingegen ist derzeit eher an Ruhe im Kosovo interessiert. Provokationen würden den Status eines EU-Beitrittskandidaten, der zum Jahresende in Aussicht gestellt wurde, weiter hinauszögern. Präsident Boris Tadic reagierte auch ungewöhnlich scharf auf die jüngsten Vorfälle an der Grenze und nannte die Unruhestifter unter den Kosovo-Serben „Extremisten, die den Interessen des Staates schaden“. Seine Regierung plädierte weiterhin für eine politische Lösung im Einvernehmen mit der Staatengemeinschaft. Rudolf Gruber

Das Kosovo ist das Armenhaus des Balkan